

DIE  
FLÜCHTIGE

MARCEL  
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5409

War Marcel Albertines eben noch überdrüssig gewesen, sucht er nun die Entflohene mit allen Mitteln zurückzugewinnen, doch vergebens, denn ihr Versöhnungsbrief wird von dem Telegramm überholt, in dem Madame Bontemps dem Erzähler Albertines Tod mitteilt. Marcells Eifersucht findet mit dem Tod der Geliebten nicht etwa ein Ende, sondern erreicht neue Ausmaße, denn sie gilt retrospektiv allen Bereichen ihres Lebens, die sie vor ihm verborgen gehalten hatte. Erst während der so lange ersehnten und nun mit der Mutter unternommenen Venedig-Reise setzen allmählich stille Trauer und Resignation ein, gefolgt von zunehmender Gleichgültigkeit und Vergessen, und nach seiner Rückkehr beginnt Marcel das scheinbar Vertraute und Bekannte mit neuen Augen zu sehen; im Verlauf seiner Trauerarbeit hat er begriffen, dass er Künstler sein will und sein wird, Schriftsteller.

Für die Frankfurter Ausgabe wurde Eva Rechel-Mertens' bis heute gültige Übersetzung von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Luzius Keller und Sibylla Laemmle korrigiert und teilweise neu gefasst. Der Kommentar erklärt Anspielungen und Zitate, weist auf wichtige Erzählstrukturen hin und zeigt das Zusammenspiel der einzelnen Teile, Themen und Stilnuancen auf.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Auf der Suche nach der  
verlorenen Zeit 6

Die Flüchtige

Suhrkamp

Diese Ausgabe entspricht Werke II, Band 6 der Frankfurter Ausgabe  
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Originaltitel: *À la recherche du temps perdu.*

*La Fugitive*

Aus dem Französischen von Eva Rechel-Mertens;  
revidiert von Luzius Keller und Sibylla Laemmel

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

suhrkamp taschenbuch 5409

© der deutschsprachigen Ausgabe

2001, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47409-9

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Die Flüchtige



»Mademoiselle Albertine ist fort!« Um wieviel psychologischer als die Psychologie ist doch das Leiden! Vor einem Augenblick hatte ich bei meiner Selbstanalyse geglaubt, diese Trennung, ohne daß wir uns wiedergesehen hätten, sei gerade das, was ich wünschte; während ich die mäßigen Vergnügungen, die Albertine mir bot, gegen die Fülle von Wünschen abwägte, an deren Befriedigung sie mich hinderte (Wünsche, denen die Gewißheit der Gegenwart Albertines gleich einem Druck innerhalb meiner seelischen Atmosphäre erlaubt hatte, in den Vordergrund meines Bewußtseins zu treten, die aber auf die erste Kunde, Albertine sei fort, mit dieser gar nicht erst in Wettstreit treten konnten, da sie sich sogleich verflüchtigten), hatte ich mich für scharfsinnig gehalten und den Schluß gezogen, daß ich sie nicht mehr sehen wolle, daß ich sie nicht mehr liebte. Doch diese Worte: »Mademoiselle Albertine ist fort« hatten in meinem Herzen ein solches Leid verursacht, daß ich spürte, ich würde ihm nicht länger standhalten können; es mußte ihm auf der Stelle Einhalt geboten werden; zartfühlend gegenüber mir selbst, wie es Mama gegenüber meiner sterbenden Großmutter gewesen war, sagte ich mir in jener guten Absicht, jemanden, den man liebt, nicht leiden zu lassen: Habe nur eine Sekunde Geduld, wir finden dir ein Mittel, sei ganz ruhig, wir werden dich nicht derart leiden lassen.<sup>1</sup> Und da ich ahnte, daß mir Albertines Fortgehen eben, als ich noch nicht geläutet hatte, nur deswegen gleichgültig, ja sogar wünschenswert hatte scheinen können, weil ich es für unmöglich gehalten hatte, suchte mein Selbsterhaltungstrieb in ebendiesem Gedankengang die ersten Linderungsmittel für meine frische Wunde: Das alles hat überhaupt nichts zu bedeuten, da ich sie als-

bald dazu bewegen werde zurückzukehren. Ich will mir gleich überlegen, mit welchen Mitteln, aber auf jeden Fall ist sie heute abend hier. Unnötig also, sich zu beunruhigen. »Das alles hat überhaupt nichts zu bedeuten« – ich hatte mich nicht damit begnügt, so zu mir selbst zu sprechen, auch in Françoise hatte ich versucht, diesen Eindruck zu erwecken, indem ich mir mein Leid ihr gegenüber nicht anmerken ließ; denn sogar in dem Augenblick, als ich es mit solcher Heftigkeit verspürte, vergaß meine Liebe nicht, daß sie Wert darauf legte, wie eine glückliche Liebe, eine erwiderte Liebe zu wirken, vor allem in den Augen von Françoise, die Albertine nicht mochte und immer an der Ernsthaftigkeit ihrer Empfindungen gezweifelt hatte. Ja, eben noch, bevor Françoise kam, hatte ich geglaubt, ich liebte Albertine nicht mehr, hatte ich geglaubt, als exakter Analytiker nichts unberücksichtigt gelassen zu haben, hatte ich geglaubt, mein Herz bis auf den Grund zu kennen. Doch kann der Verstand, wie hellichtig er auch sein mag, die Elemente nicht wahrnehmen, aus denen das Herz besteht und die unerahnt bleiben, solange nicht ein Phänomen, das imstande ist, sie zu isolieren, sie aus dem flüchtigen Zustand, in dem sie sich meist befinden, in eine beginnende Verfestigung überführt. Ich hatte mich getäuscht, als ich glaubte, in meinem Herzen klarzusehen. Dieses Erkenntnis aber, die mir die subtilsten Wahrnehmungen des Geistes nicht vermittelt hätten, war mir soeben – hart, gleißend, fremd, gleich einem kristallisierten Salz – durch die jähe Reaktion des Schmerzes zugetragen worden. Ich war es so gewohnt, Albertine um mich zu haben, und nun erblickte ich plötzlich ein neues Gesicht der Gewohnheit. Bisher hatte ich in ihr vor allem eine zerstörerische Macht gesehen, die jede Originalität, ja sogar das Wahrnehmungsbewußtsein aufhebt; jetzt sah ich sie als furchterregende Gottheit, die so fest an uns geschmiedet, deren

nichtssagendes Gesicht unserem Herzen so fest aufgeprägt ist, daß diese für uns kaum erkennbare Gottheit, wenn sie sich loslöst, wenn sie sich von uns abwendet, uns schrecklichere Leiden als jede andere zufügt und darin ebenso grausam ist wie der Tod.<sup>1</sup>

Das Dringendste war, ihren Brief zu lesen, da ich auf Mittel sinnen wollte, sie zur Rückkehr zu bewegen. Ich fühlte mich im Besitz dieser Mittel, weil die Zukunft als etwas, was zunächst nur in unserem Denken besteht, uns noch durch eine *in extremis* erfolgende Intervention unseres Willens beeinflußbar erscheint. Gleichzeitig aber dachte ich daran, daß ich andere Kräfte als die meinen auf sie hatte einwirken sehen, gegen die ich auch bei weit mehr verfügbarer Zeit nichts hätte ausrichten können. Was nützt es uns, daß die Stunde noch nicht geschlagen hat, wenn wir über das, was sich darin vollziehen wird, gleichwohl nichts vermögen? Als Albertine im Hause war, stand mein Entschluß fest, die Initiative zu unserer Trennung nicht aus der Hand zu geben. Dann aber war sie gegangen. Ich öffnete ihren Brief. Er war folgendermaßen abgefaßt:

»Mein lieber Freund, verzeihen Sie mir, daß ich nicht wagte, Ihnen die Worte mündlich zu sagen, die jetzt folgen werden, aber ich bin so feige, ich habe immer in Ihrer Gegenwart solche Furcht gehabt, daß ich, selbst wenn ich mich zu zwingen versuchte, doch den Mut nicht fand, es zu tun. Was ich Ihnen aber hätte sagen sollen, ist dies: Ein Leben zu zweien ist für uns unmöglich geworden; Sie haben ja übrigens bei Ihrer Szene neulich abends selber gesehen, daß sich in unseren Beziehungen etwas gewandelt hat. Was in jener Nacht noch beigelegt werden konnte, würde in ein paar Tagen nicht wiedergutzumachen sein. Da ist es doch besser, jetzt, nachdem wir durch eine gute Fügung uns noch einmal ausgesöhnt haben, als gute Freunde zu scheiden; deswegen, Lieber, schicke

ich Ihnen diese Zeilen und bitte Sie, seien Sie so gut und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen etwas Kummer bereite, und denken Sie an den unermesslichen, den ich selber haben werde. Mein lieber großer Junge, ich möchte nicht Ihre Feindin werden, es wird schon hart genug für mich sein, wenn ich Ihnen nach und nach oder sogar schon sehr bald gleichgültig sein werde; und da meine Entscheidung unwiderruflich ist, werde ich, noch ehe ich diesen Brief Françoise übergebe, sie um meine Koffer bitten. Adieu, ich lasse bei Ihnen das Beste von mir zurück! Albertine.«

All das bedeutet nichts, sagte ich mir; es ist sogar besser, als ich mir vorgestellt hatte, denn da sie nichts von alledem ernst meint, hat sie es offensichtlich nur geschrieben, um eine Entscheidung zu erzwingen, um mir Angst einzujagen. Es gilt, das Dringendste ins Auge zu fassen, nämlich daß Albertine heute abend wieder zu Hause ist. Es ist schon traurig zu denken, daß diese Bontemps ausgemachte Schlitzohren sind, die ihre Nichte benutzen, um Geld aus mir herauszupressen. Aber was tut das schon? Selbst wenn ich Madame Bontemps, damit Albertine heute abend wieder bei mir ist, die Hälfte meines Vermögens geben muß, haben Albertine und ich immer noch genug, um angenehm zu leben. Gleichzeitig aber schätzte ich ab, ob mir genügend Zeit verblieb, um heute morgen noch die Jacht und den Rolls Royce zu bestellen, die Albertine sich wünschte, wobei ich alle Bedenken fallenließ und gar nicht mehr daran dachte, daß ich für unklug gehalten, sie ihr zu schenken.<sup>1</sup>

Ich<sup>2</sup> hatte vor, außer den Automobilen die schönste Jacht zu kaufen, die es damals gab. Sie war zu haben, aber so teuer, daß sich kein Käufer dafür fand. Im übrigen würde sie noch nach dem Kauf, selbst vorausgesetzt, daß wir nur vier Monate im Jahr damit kreuzten, mehr als zweihunderttausend Francs jährlich an Unterhalt kosten.

Auf einem Fuß von mehr als einer halben Million pro Jahr würden wir also leben. Würde ich das sieben oder acht Jahre lang überhaupt durchhalten können? Was soll's: Wenn ich nur mehr fünfzigtausend Francs Rente hätte, könnte ich sie Albertine überlassen und mich umbringen. Das war der Entschluß, den ich faßte. Er veranlaßte mich, an *mich* zu denken. Da nun das Ich unablässig eine große Zahl von Dingen denkt und selbst nur das Denken dieser Dinge ist, trifft es, wenn es zufällig, anstatt Dinge vor sich zu haben, plötzlich an sich selbst denkt, nur auf eine leere Apparatur, etwas, was es nicht kennt und dem es, um ihm etwas Realität zu verleihen, die Erinnerung an ein im Spiegel wahrgenommenes Gesicht hinzufügen muß. Dieses komische Lächeln, dieser ungleich gestutzte Schnurrbart, das also wird von der Erdoberfläche verschwinden. Wenn ich mich in fünf Jahren umbringen würde, so würde es für mich aus damit sein, all die Dinge denken zu können, die unaufhörlich in meinem Geist vorüberzogen. Ich würde nicht mehr auf der Erde wohnen und niemals dorthin zurückkehren. Mein Denken käme für immer zum Stillstand. Mein Ich aber erschien mir nur desto nichtiger, wenn ich es derart schon als etwas sah, was nicht mehr existierte. Wie sollte es schwierig sein, derjenigen, zu der unser Denken unaufhörlich eilt (derjenigen, die wir lieben), dieses andere Wesen zu opfern, an das wir niemals denken, nämlich uns selbst? Daher erschien mir der Gedanke an meinen Tod wie auch die Vorstellung meines Ichs als etwas Merkwürdiges; sie waren mir keineswegs unangenehm. Plötzlich fand ich sie schrecklich traurig; ich hatte nämlich daran gedacht, daß ich nur deshalb nicht über mehr Geld verfügen konnte, weil meine Eltern noch lebten. Ich dachte plötzlich an meine Mutter. Die Vorstellung aber, wie sehr sie nach meinem Tod leiden würde, konnte ich nicht ertragen.)

Selbst wenn eine Unterstützung durch Madame Bon-temps nicht genügt, wenn Albertine ihrer Tante nicht gehorchen will und für ihre Rückkehr die Bedingung stellt, daß sie künftig volle Freiheit hat – nun gut, wenn es mir auch Kummer macht, ich werde sie ihr lassen: Sie wird allein ausgehen können, wie es ihr gefällt; man muß auch schmerzliche Opfer bringen können für etwas, woran einem mehr als an allem anderen liegt und was für mich eben doch – trotz allem, was ich heute morgen aufgrund exakter, aber unsinniger Überlegungen für richtig gehalten habe – darin besteht, daß Albertine bei mir lebt. Könnte ich zudem behaupten, daß es mir wirklich so schmerzlich wäre, ihr diese Freiheit zu lassen? Da müßte ich lügen. Schon oft hatte ich das Gefühl gehabt, das Leiden daran, sie in Freiheit, aber fern von mir, das Böse tun zu lassen, werde vielleicht geringer sein als die Trauer, die ich zuweilen empfand, wenn ich sah, wie unlustig sie in meiner Gesellschaft, bei mir zu Hause war. Hätte sie mich darum gebeten, irgendwohin reisen zu dürfen, wäre es mir bei dem Gedanken an die vorgesehenen Orgien gewiß schrecklich gewesen, sie gehen zu lassen. Ihr aber zu sagen: Nehmen Sie unser Schiff oder den Zug, reisen Sie auf einen Monat in dieses oder jenes Land, das ich nicht kenne, wo ich nichts von dem, was Sie tun, erfahren werde – in dieser Vorstellung habe ich mir oft gefallen, denn ich dachte, sie würde Vergleiche anstellen, fern von mir mich vorziehen und glücklich sein bei der Rückkehr. Außerdem wünscht sie es sicherlich selbst, sie verlangt keineswegs nach jener Freiheit, von der ich mit Leichtigkeit – dadurch, daß ich Albertine täglich neue Vergnügungen böte – Tag für Tag gewisse Abstriche machen könnte. Nein, Albertine wollte, daß ich ihr gegenüber nicht mehr unerträglich war, und vor allem – wie einst Odette von Swann –, daß ich mich entschloß, sie zu heiraten. Ist sie erst einmal verheiratet, wird sie

auf ihre Unabhängigkeit keinen Wert legen, wir werden beide hier bleiben, glücklich vereint. Das bedeutete allerdings, auf Venedig zu verzichten. Doch die ersehntesten Städte – geschweige denn die angenehmsten Gastgeberinnen oder die Vergnügungen und mehr noch als Venedig die Herzogin von Guermantes oder das Theater –, wie blaß, unwichtig und tot werden doch Städte wie Venedig, wenn wir durch ein so schmerzhaftes, unlösbares Band an ein anderes Herz gebunden sind. Albertine hat in dieser Heiratsfrage übrigens ganz und gar recht. Mama sogar fand das ewige Aufschieben lächerlich. Sie heiraten – das gerade hätte ich längst tun sollen, sollte ich jetzt tun, und deshalb hat sie mir auch diesen Brief geschrieben, von dem kein Wort ernst gemeint ist; um damit ihr Ziel zu erreichen, hat sie für einige Stunden auf das verzichtet, was sie ebensosehr wünschen muß, wie ich selbst es wünsche: daß sie wieder hierherkommt. Ja, das hat sie gewollt, das ist der Zweck ihres Handelns, sagte mir meine mitfühlende Vernunft, doch ich spürte, daß meine Vernunft, wenn sie es mir sagte, immer auf der gleichen Hypothese fußte, die sie sich von Anfang an zu eigen gemacht hatte. Nun aber war ich mir wohl gewahr, daß die andere Hypothese<sup>1</sup> sich immer wieder bestätigt hatte. Gewiß hätte diese zweite Hypothese niemals ausdrücklich die kühne Formulierung gefunden, Albertine habe ein intimes Verhältnis mit Mademoiselle Vinteuil und ihrer Freundin gehabt. Und dennoch hatte sich die zweite Hypothese bestätigt, als ich bei der Einfahrt in den Bahnhof von Incarville<sup>2</sup> durch den Schock jener schrecklichen Nachricht erschüttert wurde. In der Folge hatte sich diese Hypothese niemals vorgestellt, daß Albertine mich aus eigenem Antrieb und auf diese Weise je verlassen könnte, ohne mich vorher zu benachrichtigen und mir die Zeit zu geben, sie daran zu hindern. Nun war mir zwar nach dem neuen ungeheuren Sprung,

den das Leben mich hatte tun lassen, die Wirklichkeit, die sich mir aufdrängte, ebenso neu wie diejenige, vor die uns die Entdeckungen eines Physikers, die Ermittlungen eines Untersuchungsrichters oder die Forschungsergebnisse eines Historikers in bezug auf die Hintergründe eines Verbrechens oder einer Revolution stellen; die schüchternen Vorhersagen meiner zweiten Hypothese wurden durch diese Wirklichkeit zwar übertroffen, gleichzeitig aber auch erfüllt. Diese zweite Hypothese war nicht die des Verstandes, und meine panische Angst an dem Abend, als Albertine mich nicht geküßt hatte, in jener Nacht, als ich das Geräusch des Fensters vernahm,<sup>1</sup> diese Angst war nicht verstandesbedingt. Daß jedoch – die Folge wird es noch mehr zeigen, so wie viele Episoden es bereits angedeutet haben – der Verstand nicht das subtilste, machtvollste, geeignetste Instrument für die Erfassung der Wahrheit ist, kann nur ein Grund mehr sein, mit dem Verstand und nicht mit dem Intuitionsvermögen unseres Unbewußten, mit einem vorgefaßten Glauben an Vorahnungen zu beginnen. Das Leben selbst führt uns nach und nach, von Fall zu Fall, zu der Wahrnehmung, daß all das, was uns für unser Herz oder für unseren Geist das allerwichtigste ist, uns nicht durch vernunftmäßige Überlegung zuteil wird, sondern durch andere Mächte. Dann aber ist es der Verstand selbst, der vor jenen im Gewährwerden ihrer Überlegenheit aufgrund vernünftiger Einsicht die Waffen streckt und sich darein ergibt, nur ihr Mitarbeiter und ihr Diener zu sein. Ein auf Erfahrung beruhender Glaube. Mir schien, ich hätte auch das unvorhergesehene Unglück, gegen das ich ankämpfte (wie die Freundschaft Albertines mit zwei Lesbierinnen) schon gekannt, gelesen nämlich in so vielen Zeichen, in denen ich (trotz der gegenteiligen Behauptungen meiner Vernunft, die sich auf Albertines eigene Äußerungen stützte) ihren Überdruß, ihren Abscheu da-

vor erkannt hatte, ein solches Sklavendasein zu führen, Zeichen, die auf dem Grund ihrer traurig ergebenden Augen, auf ihren plötzlich von unerklärlicher Röte überflossenen Wangen – beim Geräusch des jäh geöffneten Fensters – wie mit unsichtbarer Tinte eingeschrieben waren. Ich hatte es bloß nicht gewagt, diese Zeichen hinlänglich zu deuten und ausdrücklich dem Gedanken Gestalt zu geben, sie könne plötzlich fortgehen. In meinem durch Albertines Gegenwart ausgeglichenen Seelenzustand hatte ich nur ein Fortgehen in Betracht gezogen, das ich selbst in die Wege leiten würde, an einem unbestimmten Tag und damit in nicht existenter Zeit; folglich hatte ich bloß die Illusion gehabt, ihr Fortgehen in Erwägung zu ziehen, so wie sich die Leute, solange sie sich wohlfühlen, einbilden, sie fürchteten den Tod nicht, wenn sie an ihn denken, während sie in Wirklichkeit einen rein negativen Gedanken in ihre gute Gesundheit einfließen lassen, die das Nahen des Todes aber gerade verändern würde. Die Idee eines von Albertine selbst gewollten Fortgehens hätte mir aber tausendmal in denkbar klarer, denkbar genauer Form in den Sinn kommen können, ohne daß ich deswegen deutlicher gehaut hätte, was dieses Fortgehen, auf mich selbst bezogen – das heißt in Wirklichkeit –, sein würde, welch einmaliges, schreckliches, unbekanntes Ereignis, welch völlig neues Unheil. Hätte ich dieses Fortgehen vorausgesehen, so hätte ich ohne Unterlaß jahrelang daran denken können, ohne daß diese Gedanken einer neben dem anderen an Intensität, geschweige denn Ähnlichkeit den entferntesten Bezug zu der unausdenkbaren Hölle gehabt hätten, von der Françoise den Schleier hob, als sie zu mir sagte: »Mademoiselle Albertine ist fort.« Um sich eine unbekannte Situation vorzustellen, bedient sich die Einbildungskraft bekannter Elemente und stellt sich diese Situation eben deswegen nicht vor. Das Empfindungsvermögen aber,

selbst das rein physische, bleibt wie von der Spur des Blitzes von der unverwechselbaren und lange Zeit unauslöschlichen Signatur des neuen Ereignisses gezeichnet. Und ich wagte mir kaum zu sagen, ich wäre vielleicht, hätte ich dieses Fortgehen vorausgesehen, unfähig gewesen, es mir in seiner Entsetzlichkeit vorzustellen, ja sogar, hätte Albertine es mir angekündigt und hätte ich ihr gedroht, sie angefleht, unfähig gewesen, es zu verhindern. Wie fern lag mir jetzt das Verlangen nach Venedig! Genauso wie früher in Combray dasjenige, Madame de Guermantes kennenzulernen, wenn die Stunde kam, zu der ich nur noch eine einzige Sache ersehnte: Mama bei mir im Zimmer zu haben! Tatsächlich waren alle seit meinen Kindertagen erlebten Formen der Unruhe auf den Appell der neuen Angst hin herbeigeeilt, um sie zu verstärken und mit ihr zu einer homogenen Masse zu verschmelzen, die mich erstickte.

Gewiß, diesen physischen Stich ins Herz, den eine solche Trennung einem versetzt und der infolge der erschreckenden Registrierfähigkeit des Körpers aus dem Schmerz etwas macht, was allen von Leiden erfüllten Epochen unseres Lebens zeitlich zugehört, gewiß, diesen Stich ins Herz, den vielleicht – so wenig kümmert man sich um den Schmerz der anderen – diejenige ein wenig in ihre Berechnungen einbezieht, die dem Nachtrauern seine höchste Intensität verleihen möchte, sei es, daß die Frau ihr Fortgehen nur andeutet oder nur zum Schein inszeniert, um bessere Bedingungen zu verlangen, sei es, daß sie für immer – für immer! – fortgeht, um uns schmerzlich zu treffen oder um sich zu rächen oder um weiterhin geliebt zu werden oder – da sie gute Erinnerungen hinterlassen möchte – um mit Gewalt jenes Netz von Überdruß und Gleichgültigkeit zu zerreißen, in dem sie sich zu verstricken drohte – gewiß, diesen Stich ins Herz hatte man zu vermeiden erhofft, man hatte sich ver-

sprochen, sich im guten voneinander zu trennen. Nur kommt es tatsächlich selten vor, daß man sich im guten trennt, wäre man nämlich im guten miteinander, würde man sich nicht voneinander trennen! Außerdem spürt die Frau, der gegenüber man sich am gleichgültigsten zeigt, dennoch dunkel, daß man ihrer zwar müde geworden ist, sich aber aufgrund einer gleichen Gewohnheit mehr und mehr an sie gebunden hat, und sie glaubt, einer der wesentlichsten Punkte, wenn man sich voneinander im guten trennen will, bestehe darin, nach vorheriger Bekanntgabe fortzugehen. Nun aber fürchtet sie, durch vorherige Bekanntgabe die Sache selbst zu verhindern. Je größer ihre Macht über einen Mann, desto deutlicher spürt jede Frau, die einzige Möglichkeit fortzugehen sei zu fliehen. Eben: flüchtig, weil eine Königin. Gewiß, es besteht ein ungeheurer Abstand zwischen jenem Überdruß, den sie kurz zuvor noch einflößte, und, da sie nun fort ist, diesem rasenden Bedürfnis, sie wieder bei sich zu haben. Doch hierfür gibt es, außer den in diesem Werk bereits erwähnten Gründen und denen, die später zur Sprache kommen werden, noch andere. Zunächst findet das Fortgehen häufig in dem Augenblick statt, in dem die – wirkliche oder nur geglaubte – Gleichgültigkeit am allergrößten ist, das heißt, wenn man sich am äußersten Punkt des Pendelausschlages befindet. Die Frau sagt sich: Nein, so kann es nicht weitergehen, gerade weil der Mann nur davon spricht, sie zu verlassen, oder doch daran denkt, worauf sie es ist, die geht. Dann schwingt das Pendel zu seinem anderen äußersten Punkt zurück, der Abstand ist nun so groß wie nur möglich. In einer Sekunde kommt er an diesen Punkt zurück; noch einmal, von allen bereits gegebenen Gründen abgesehen: Das ist doch nur natürlich. Das Herz klopft, und außerdem ist die Frau, die fortgegangen ist, nicht mehr dieselbe wie die, die hier war. Ihr Leben in unserer Nähe, das uns

allzu bekannt war, ist mit einem Schlag um all die Leben vermehrt, unter die sie sich ganz gewiß mischen wird, ja vielleicht hat sie uns verlassen, um sich eben unter jene zu mischen. Diese neue Lebensfülle der Frau, die fortgegangen ist, wirkt deshalb auf die Frau zurück, die vorher bei uns war und vielleicht da schon darauf sann, wegzugehen. Der Reihe der psychologischen Fakten, die wir ableiten können und die einen Teil ihres Lebens mit uns bilden, unseres ihr gegenüber allzu deutlich zur Schau getragenen Überdrusses, unserer Eifersucht auch (und die bewirken, daß Männer, die von mehreren Frauen verlassen worden sind, es eben wegen ihres Charakters und immer aufgrund ganz gleicher Reaktionen wurden, die im voraus berechenbar sind: Jeder hat seine Art, betrogen zu werden, so wie jeder seine Art hat, sich einen Schnupfen zu holen) – dieser Reihe, die nicht allzu viele Geheimnisse für uns birgt, entsprach sicherlich eine andere Tatsachenreihe, von der wir nichts ahnten. Sie hatte gewiß schon eine Zeitlang schriftlich oder auch mündlich oder durch Boten Beziehungen zu einem bestimmten Mann oder einer bestimmten Frau unterhalten und nur auf ein vereinbartes Zeichen gewartet, das wir ihr vielleicht, ohne es zu wissen, selbst gegeben haben, als wir ihr erzählten: Herr X. hat mich gestern besucht, falls sie nämlich mit Herrn X. ausgemacht hatte, daß an dem Abend, bevor sie selbst zu Herrn X. eilen sollte, dieser mir einen Besuch machen würde. Wie viele Hypothesen waren hier möglich! Möglich allerdings nur! Ich konstruierte mir die Wahrheit so gut zurecht, allerdings nur als Möglichkeit, daß ich, als ich eines Tages irrtümlich einen an eine meiner Geliebten gerichteten Brief geöffnet hatte, einen Brief, der, in chiffrierter Sprache abgefaßt, folgendermaßen lautete: »Erwarte immer noch Zeichen, zu Marquis von Saint-Loup zu gehen; morgen per Telephon benachrichtigen«, mir in Gedanken eine geplante Flucht zu-

rechtlegte; der Name des Marquis von Saint-Loup stand gewiß nur für etwas anderes da, denn meine Geliebte kannte Saint-Loup nicht, hatte mich aber von ihm reden hören, und die Unterschrift war im übrigen etwas wie ein Spitzname, der zu keiner Sprache paßte. Nun aber war der Brief nicht an meine Geliebte gerichtet, sondern an eine Person im Hause, die einen anderen Namen trug, den man nur falsch gelesen hatte. Der Brief war auch nicht chiffriert, sondern in schlechtem Französisch abgefaßt, weil eine Amerikanerin ihn geschrieben hatte, die mit Saint-Loup tatsächlich befreundet war, wie dieser mir bestätigte. Die ungewöhnliche Art aber, in der jene Amerikanerin bestimmte Buchstaben schrieb, hatten einem ganz echten, wenn auch fremdländischen Namen das Aussehen eines Spitznamens gegeben. Ich hatte mich also an jenem Tag mit meinem Argwohn auf der ganzen Linie getäuscht. Doch das intellektuelle Gerüst, durch das ich all diese völlig falschen Tatsachen miteinander in Verbindung gesetzt hatte, war in sich selbst eine so richtige, so gültige Form der Wahrheit gewesen, daß, als ein Vierteljahr darauf meine Geliebte (die zu jenem ersten Zeitpunkt noch ihr ganzes Leben mit mir zu verbringen gedachte) mich verließ, sich dies in einer Weise vollzog, die mit der vormals nur eingebildeten völlig identisch war. Es kam ein Brief, der genau die gleichen Eigentümlichkeiten aufwies, wie ich sie fälschlich dem ersten Brief zugeschrieben hatte, nur hatte er diesmal wirklich den Sinn eines vereinbarten Zeichens, usw.

Dieses Unglück war das größte meines ganzen Lebens. Und dennoch wurde das Leiden, das es mir bereitete, vielleicht noch von der Neugier übertroffen, die Ursache dieses Unglücks zu erfahren: wen Albertine begehrt, wen sie aufgesucht hatte. Doch die Quellen solcher großen Ereignisse sind wie die der Ströme; wir können den ganzen Erdkreis durchziehen, wir finden sie nicht. Hatte Al-